

Julian Nida-Rümelin

(Prof. Dr., Lehrstuhl für politische Theorie und Philosophie an der Universität München, Kulturstatsminister a.D.)

(Mitschrift des freien Vortrages)

Zur Kultur und Philosophie des Sports

Ich werde Sie am Anfang auf einen kleinen Gedankenausflug mitnehmen, der es vielleicht in sich hat.

Wenn von Sport die Rede ist, geht es, wenn man sich das einmal genauer vor Augen führt, um die Frage der Körperlichkeit und der Rolle, die Körperlichkeit für uns spielt. Und es gibt in der Tat, seit der Antike schon, eine Attitüde, eine Haltung, eine Kritik, eine Ablehnung von Intellektuellen, speziell auch der Philosophie, gegenüber dem Sport. Das zieht sich durch, da könnte man viele Zitate bringen, von Platon bis Adorno, und das ist Ausdruck eines gespannten Verhältnisses von Körper und Geist.

Deswegen möchte ich jetzt in dieser ersten Passage ihre Geduld mit einigen philosophischen Überlegungen zu dem Verhältnis von Geist und Körper strapazieren. Ich würde im Zentrum dieses Verhältnisses den Menschen als ein handelndes Lebewesen sehen. Das ist vielleicht die beste anthropologische Charakterisierung des Menschen. Wir unterscheiden uns von Tieren nicht im Verhalten, nicht darin, dass wir Schmerz empfinden, dass wir Freude empfinden, Lust empfinden, das haben wir alles mit Tieren gemeinsam, auch nicht darin, dass wir wahrnehmen - höhere Tiere nehmen erkennbar wahr -, aber sie handeln nicht! Handeln tut nur der Mensch.

Was hat das jetzt mit unserem Thema „Körper und Geist“ zu tun? In der Handlung ist immer beides beinhaltet, nämlich der Körper und der Geist, genauer gesagt: Handeln ist derjenige Teil unseres Verhaltens, der Intentionen, Intentionalität, Absichten, mit sich führt. Sie können sich als intellektuelles Gedankenexperiment mal eine Handlung ohne Körper überlegen. Es wird Ihnen nicht gelingen. Jede

Handlung hat einen körperlichen Aspekt. Wir wirken mit Handlungen auf die Welt ein. Nun versuchen Sie, sich eine Handlung zu überlegen ohne geistigen Aspekt, ohne Intentionalität. Es wird Ihnen auch nicht gelingen. Das ist dann Verhalten oder so etwas, aber keine Handlung.

Das heißt, wenn „Handlung“ den Menschen charakterisiert, dann laufen in der Handlung sein Geist und sein Körper, seine Körperlichkeit und seine Geisthaftigkeit, zusammen. Und das macht uns aus, unterscheidet uns für Gläubige von Engeln, die haben keinen Körper, aber nur Geist, und von Tieren, die haben zwar Körper, aber keine Intentionalität, die für Handeln unverzichtbar ist. Das ist der zentrale Aspekt. Aber mit diesem zentralen Aspekt hängen drei weitere philosophische Aspekte zusammen, die ich Ihnen nicht ersparen kann.

Nämlich: Wahrnehmung. Der Körper ist gewissermaßen an der Nahtstelle zwischen unserem „Ich“ und der Umwelt. Wir nehmen wahr über unsere Sinne. Schwer vorstellbar, wie man ohne Sinnlichkeit, ohne Sinnesorgane, ohne sinnliche Wahrnehmung überhaupt ein Verhältnis zur Umwelt aufbauen kann. Also der Körper ist an einer Schnittstelle zwischen dem Individuum und seiner Umwelt. Und damit sind wir schon bei einem weiteren Aspekt, nämlich dem der Identität. Wir haben - und das hat viele Gründe, zum Teil wurzeln sie im Christentum, zum Teil sind sie älter - die Vorstellung, dass Identität nur etwas mit unserer Seele zu tun hat und nichts mit unserem Körper. Das kann nicht stimmen, so kann es nicht stimmen. Jedenfalls die Identität, die wir in unserem alltäglichen Leben erfahren, die für uns prägend ist, die ist zweifellos an einen Körper gebunden. Zum Beispiel daran, dass wir andere wahrnehmen, dass wir soziale Bezüge aufbauen, dass wir ins Verhältnis treten zu anderen Menschen, das geht nur über den Körper. Wir können uns nicht mitteilen ohne den Körper. Und ich würde noch weitergehen: Wir sehen uns selbst, als jemand, der wir sind, mit unserer Körperlichkeit und können davon nicht vollständig abstrahieren.

Und damit bin ich beim letzten Punkt: Reflexivität. Das Menschsein, jedenfalls das anspruchsvollere, kulturell bestimmte Menschsein, ist geprägt durch die Fähigkeit zu reflektieren, und zwar nicht nur über das, was der Fall ist, nicht nur über andere, sondern über sich selbst. Das heißt Selbstreflexion - wir treten gewissermaßen heraus, wir verlassen, um reflektieren zu können, für einen Augenblick den Ort unseres „Ich“. Wir betrachten uns selbst, wir nehmen kritisch zu dem Stellung, was wir meinen und was wir tun, und manchmal revidieren wir unser Leben aufgrund solcher Reflexionen. Ein wesentlicher Bestandteil von Identität, wie mir scheint, und auch da spielt der Körper erstaunlicherweise eine wesentliche Rolle.

Jetzt werden Sie fragen: Ja, was hat das mit Sport zu tun? Es hat etwas mit Sport zu tun, aber ich springe jetzt erst einmal auf eine ganz andere Ebene, nämlich auf die rein quantitative Dimension sportlicher Aktivitäten in Deutschland. Die meisten werden das kennen, aber es ist doch ganz faszinierend, sich dieses noch einmal vor Augen zu führen. Wir haben in Deutschland ca. 80.000 Sportvereine mit 27 Millionen Mitgliedern. Viele dieser 27 Millionen sind in zwei oder drei Sportvereinen Mitglieder, deswegen ist die Zahl der Individuen sicherlich deutlich geringer. Aber immerhin, 27 Millionen Mitglieder in 80 000 Sportvereinen! Fußball allein: über 6 Millionen. Turnen: circa 5 Millionen. Tennis: knapp unter 2 Millionen. Ein Viertel aller Kinder unter Sechs sind Mitglied eines Sportvereins, die Hälfte! (etwas mehr sogar) aller Jugendlichen zwischen Sieben und Vierzehn ist Mitglied mindestens eines Sportvereins. Auch ist Sport eine Wirtschaftsbranche, die boomt wie kaum eine zweite, genauso wie die Kulturbranche. Nach Schätzungen (je nachdem wie man rechnet) umfasst das etwa drei Prozent des Brutto-Inland-Produkts - das klingt wenig, ist aber sehr viel, wenn man das mit anderen Branchen vergleicht.

Mit dieser Quantität ist eine Qualität verbunden. Und die Stichworte dieser Qualität sind soziales Kapital - der Bundestag

hatte in der letzten Legislatur-Periode eine Enquête-Kommission eingerichtet, in der u.a. deutlich geworden ist, was für eine Rolle der Sport für das soziale Kapital spielt. Ich verwende hier einen Begriff, den Robert Putnam, der in der Kommission auch Sachverständiger war, vor allem geprägt hat. Es ist die Erkenntnis, dass der Erfolg, die Entwicklung einer Gesellschaft, auch die wirtschaftliche Effizienz in hohem Maße von Dingen abhängt wie sozialem Zusammenhalt, von Engagement auch außerhalb des unmittelbaren familiären Umfeldes. Es gibt detaillierte Studien, die das zeigen. Die Vereinskultur, und ganz speziell die Sportvereinskultur ist soziales Kapital, ein Kohäsionsmittel der Gesellschaft. Ohne dieses Kohäsionsmittel würden wir eine ganz andere Gesellschaft sein. Das ist etwas, was auch kulturell von höchster Bedeutung ist. Wir reden von der Aktivierung der Bürgergesellschaft, von zivilem Engagement, von Zivilgesellschaft, die Sportvereinskultur ist Zivilgesellschaft „pur“. Das ist eine Form von bürgerschaftlichem Engagement - ein Engagement, das übrigens über die eigenen Interessen hinausreicht, was ein gewisses Element von Altruismus erfordert, ganz besonders bei den Erwachsenen, die sich darum kümmern, dass der Betrieb am laufen bleibt. Insofern ist eine zu weit gehende Ökonomisierung sportlicher Aktivitäten nicht nur eine wirtschaftliche Chance (viele machen damit gute Geschäfte), sondern auch eine Gefahr für diesen zivilgesellschaftlichen Charakter, diesen Charakter des Sports als soziales Kapital.

Viele von uns sind Mitglieder in Fitness-Studios. Als die entstanden sind und immer größeren Zulauf hatten, wuchs bei den Befürwortern und Unterstützern des Breitensports die Befürchtung, dass die Grundlagen dieses zivilen Engagements, die den Sport zum großen Teil ausmachen, ausgehöhlt werden. Und in der Tat, diese große Rolle, die Fitness-Studios heute spielen, zeigt, dass es da Defizite im Sportvereinsleben gegeben hat, Stichwort: Lifestyle, Stichwort: Effizienz. Da gibt es so manches, was man noch hinzufügen könnte. Das hat die Sportvereinskultur nicht zerstört, es ist ein komplementäres Verhältnis, und ich

mentäres Verhältnis, und ich hoffe, dass nicht wieder eine Disbalance entsteht, wie das am Anfang aussah. Übrigens, da wir gerade bei Disbalance sind, seit dem Zusammenschluss mit den ostdeutschen Länder haben sich bestimmte Disbalancen nicht erübrigt, und das ist auch faszinierend. So sind zum Beispiel nach Schätzungen mehr als 50 % der Spitzensportler in Deutschland aus den neuen Ländern - über 50 %! Die Sportvereinskultur allerdings ist dort in ihrer *Breite* schwächer ausgeprägt als im Westen. Ob das konvergiert, mal abwarten. Es wäre gut, wenn sich die jeweiligen Stärken beider Seite addieren und nicht die Schwächen. Das ist das ganz Pragmatische, das scheinbar Pragmatische. Und jetzt will ich doch wieder versuchen, diese beiden Dinge miteinander zu verknüpfen. Ich hatte vorher gesagt, dass es eine philosophische und kulturelle Sportkritik gibt, seit der Antike bis in die Gegenwart. Sie ist in letzter Zeit etwas leiser geworden, aber in der Attitude vieler, auch meinungsprägender Personen, auch in der Attitude vieler Eltern, ist das nach wie vor spürbar. Ich will versuchen - ohne Zitate - die zentralen Punkte dieser philosophischen und kulturellen Sportkritik prägnant zusammenzufassen.

Da ist einmal die Kritik an der Disziplinierungsrolle des Sports, man könnte sogar sagen der Martialisierung, und wenn man den Turnvater Jahn so liest, dann findet man genug Material für diese nationalistische, martialische Gesinnung, mit der die deutsche Sportbewegung im frühen 19. Jahrhundert begonnen hat.

Da ist zweitens die Kritik an der Kommerzialisierung, das ist eine Kritik jüngerer Datums. Die Auflösung des Amateurstatus im Spitzensport, auch der Selbstbetrug, der da über Jahrzehnte mit diesem vermeintlichen Amateurstatus einhergegangen ist.

Da ist drittens eine Kritik, die interessanterweise sehr viel lauter in den USA geäußert wird als in Deutschland, nämlich die der Marginalisierung bestimmter gesellschaftlicher und sozialer Gruppen und Schichten durch den Sport. Da könnte man fragen: Wie denn das? In den USA ist es zum Beispiel eine weit verbreitete Praxis (die es bei uns nicht gibt), dass

etwa die Hälfte aller Studierenden an den führenden Universitäten ein Stipendium haben - ansonsten wäre es bei Harvard, Yale, Stanford usw. ja nur eine Auslese nach dem Geldbeutel der Eltern -, und von dieser Hälfte wiederum studiert ein beträchtlicher Prozentsatz aufgrund sportlicher Leistung. Und wenn man nun einen genaueren soziologischen Blick darauf wirft, dann sind das in den USA sehr häufig Mitglieder von Minderheiten. Afro-Americans insbesondere sind weit, weit überproportional in diesen Gruppen vertreten und es gibt eine heftige Debatte in den USA, ob man damit nicht falsche Biographien fördert: nämlich die Orientierung von jungen sportlichen Männern und Frauen aus sozial benachteiligten Gruppen auf den Sport zu setzen, anstatt andere, zum Beispiel akademische Höchstleistungen zu erbringen. Also Marginalisierung als Kritik, wer den Spitzensport trägt, und es gibt auch in Europa, allerdings bei weitem nicht so stark, eine gewisse Ungleichverteilung in bestimmten Sportarten, was die sozialen Zugehörigkeiten angeht. Kritikpunkt: Korrumpierung. Stichwort: Doping, aber nicht nur. Korrumpierung kann es auch in ganz anderen Formen geben. Im kommerziellen Spitzensport wie etwa beim Fußball, wo die sehr hohen Gehälter sehr junger, begabter Männer in der Bundesliga für die Persönlichkeitsentwicklung - wie auch mir scheint - nicht in jedem Fall immer nur positiv sind.

Und schließlich, letzte Kritik: Die der Infantilisierung. Wie das? Vor kurzem hat ein amerikanischer Hochschullehrer der New York Times ein wütendes Interview gegeben, des Inhalts, dass die kollektiven Hysterien, das Sich-identifizieren mit der eigenen College-Mannschaft usw. im Grunde die Persönlichkeitsentwicklung behindern, da das atavistische, sozusagen kindliche Verhaltensmuster sind, die man nicht auch noch fördern darf. Ich zitiere nur die Kritik, ich mache sie mir nicht zu eigen. Ich glaube, das sind vielleicht die fünf wichtigsten Kritikpunkte und an all diesen Kritikpunkten ist sicher etwas Wahres dran.

Und nun werde ich für einen kurzen Moment persönlich. Im Jahr 2000 nahm ich an den World Masters im Schwimmen teil, das sind die Schwimmweltmeisterschaften für die „Älteren“, mit einem Durchschnittsalter von etwa Mitte 30. Ich war damals Kulturreferent, und ich machte mir ernsthafte Sorgen, dass, wenn sich herumsprechen würde oder gar ein Artikel in einer Zeitung erschiene, dass der Nidarümelin daran teilnimmt, dann gleich die Nachfrage kommt: „Ja, arbeitet der eigentlich oder treibt der nur Sport?“ Aber, oh Wunder, es hat niemand gemerkt, ich bin dann Dreiundzwanzigster geworden. Die Geschichte zeigt vielleicht ein wenig, was für eine Wahrnehmung wir in so einem Fall haben. Ich habe mir auf dem Wege hierher ein paar Gedanken darüber gemacht, ob man denn aus einer sehr persönlichen Erfahrung eine Antwort auf die Kritik, aber auch auf die überzogenen Erwartungen geben kann. Und: Ich habe acht Jahre Leistungssport, aber noch nicht Hochleistungssport betrieben, in einer sehr trainingsintensiven Disziplin, nämlich Schwimmen. Es hat einen Teil meiner Jugend geprägt, hier und in ganz Deutschland gibt es sicherlich sehr viele, die ganz ähnliche Erfahrungen gemacht haben und für die das ein Teil der Biographie ist. Es war dann mit neunzehn Jahren die Frage, ob ich in den B-Nationalkader aufgenommen werde, und da wurde mir gesagt, dass das nicht allein von den Zeiten, sondern vor allem von der Bereitschaft, fünf bis sechsmal die Woche mindestens zweieinhalb Stunden zu trainieren, abhängt. Da habe ich für mich die Entscheidung getroffen, das Leistungsschwimmen zu beenden. Dieses plötzliche Ende habe ich als sehr unangenehm empfunden und alle möglichen anderen Aktivitäten entwickelt.

Ich will versuchen die verschiedenen Chancen und Gefahren, die diese Form des Leistungssports hat, kritisch, ich hoffe auch selbstkritisch durchzugehen:

Erster Punkt: Soziale Integration. „Ja“ und „Nein“. Viele Sportarten fördern eher die Individualisierung des ganz „Für sich“-Seins. Es gibt diesen berühmten Roman, die „Einsamkeit des Langstreckenläufers“, so etwas ähnliches gibt es bei anderen Sportarten auch, z.B. sagen

Schwimmer untereinander „Kacheln zählen“. „Kacheln zählen“, das ist ein schönes Bild. Man ist anderthalb bis zweieinhalb Stunden im Wasser, viermal die Woche, man redet nicht miteinander. Man zählt Kacheln. Es ist eine leicht meditative Aktivität, neudeutsch wird da manchmal von *flow*-Erfahrungen gesprochen, die sich mit Glücksgefühlen verbinden.

Persönlichkeitsentwicklung? - Ich würde sagen: „Ja“ und „Nein“. Der Zeitaufwand ist immens. Wenn man dann noch mit dem Fahrrad hinfährt, sind viermal die Woche vier Stunden weg, für Hausaufgaben ist keine Zeit, die macht man so nebenbei. Auch für andere Aktivitäten oder für Treffen mit Schulkameraden fehlt die Zeit. Aber es gibt eine neue Dimension, zum Beispiel internationale Kontakte, Gespräche, Freundschaften ohne Kontrolle der Eltern. Das sind die faszinierenden Seiten dieser Aktivitäten.

Was ist mit dem Vorwurf, dass hier eine kompetitive Persönlichkeit hervorgerufen wird? Ich kann es nicht bestätigen. Mein Eindruck ist eher - es würde mich interessieren, was andere dazu sagen -, dass erstaunlicherweise diese Konkurrenz, wenn es um Zehntelsekunden geht, ganz unabhängig von persönlichen Beziehungen zueinander ist. Das mag sich dann, wenn es wirklich um etwas geht, wie z.B. viel Geld, Olympia-Auswahl usw., ändern. Vieles deutet darauf hin, und die Medien, ich denke da besonders an eine Zeitung mit großen Buchstaben, versuchen ja daraus immer Funken zu schlagen. Aber in der Breite, und ich rede jetzt doch von einem Bereich, den sehr viele Jugendliche als Aktivität für sich wählen, glaube ich, ist das nicht charakteristisch.

Man lernt mit der Zeit umzugehen? - Wenn man soviel Zeit investiert, dann muss woanders gespart werden. Das heißt, man lernt, effizient mit der Zeit umzugehen.

Und dann ist etwas Merkwürdiges im Rückblick. Ich weiß nicht, ob das in allen Sportarten so stark ist, aber es gibt, je früher man anfängt, ganz erkennbar eine Art „physisches“ Gedächtnis, das erstaunlich lange anhält. In meinem Fall äußert sich das konkret belegt in einem niedrigen Ruhepuls von 45. Das ist ganz typisch für Leute, die früh Sport getrieben ha-

ben. Der Körper stellt sich um und er „erinnert“ etwas aus dieser Zeit, auch wenn man jahrelang den Sport in dieser Form nicht mehr betrieben hat.

So viel zu meinen persönlichen Erfahrungen. Ich versuche nun im letzten Teil ein paar Schlussfolgerungen zu ziehen, vier Schlussfolgerungen, die zunächst relativ konkret sind, dann etwas abstrakter werden. Die erste Schlussfolgerung betrifft die Frage: Rolle des Sports im Bildungswesen? Ich nehme an, das wird noch diskutiert werden. Ich glaube, um das ganz deutlich zu sagen, wir haben in den letzten Jahren und Jahrzehnten in der breiten Front eine Fehlentwicklung im Bildungswesen, denn die musischen Fächer und Sport sind die beiden Hauptleidtragenden dieser Entwicklung. Es gilt alles Mögliche als wichtig und notwendig, und PISA wird oft ganz missverstanden, nämlich so, als müsste man jetzt in noch kürzerer Zeit noch mehr in die jugendlichen Köpfe zwängen. Da ist auch viel Zeitverschwendung dabei! Ich glaube - und das sage ich jetzt nicht, weil ich Sozialdemokrat bin, sondern weil ich davon schon seit Jahren überzeugt bin: Die Ganztagschule wäre nicht nur für gleiche Chancen von Männern und Frauen, d.h. Müttern und Vätern in Beruf und Familie wesentlich, sondern die Ganztagschule wäre auch, wenn sie denn genutzt wird, eine Chance, um diese Marginalisierung des Musischen und des Körperlichen, des Sportlichen, rückgängig zu machen. Hier müssen wir uns sehr in Acht nehmen, nicht die gleichen Fehler zu begehen, die z.B. in Frankreich Praxis sind - ich kann das beurteilen, meine Frau ist gebürtige Französin. Dort gibt es sehr viele Ganztags-Bildungseinrichtungen, mit der heftigen Sorge, jede freie Minute mit irgendwelchen Lerntätigkeiten zu füllen. Das ist der ganz falsche Weg. Ganztagschulen müssen Spielräume eröffnen, Spielräume der Aktivität, der sozialen Aktivitäten, der musischen Aktivitäten, der körperlichen Aktivitäten. Kurz: der *homo ludens* muss dort eine wichtige Rolle spielen und nicht nur die jugendliche oder kindliche Lernmaschine, der man vielleicht in dieser Zeit noch ein bisschen mehr ins Hirn

quetschen kann, was nach ein paar Wochen ohnehin vergessen ist.

Erste Schlussfolgerung also: Wenn wir denn ein entspanntes, ein konstruktives Verhältnis zwischen Körper und Geist wollen, und den Menschen nicht reduzieren wollen auf seine kognitive Dimension - und insofern spielt da schon eine Rolle, was ich vorher eingangs zur Philosophie gesagt habe - dann muss im Bildungswesen *diese* Dimension - das Musische und das Sportliche gehören eng zusammen, weil es hier um Wahrnehmung, aisthesis, Wahrnehmung im weitesten Sinne, auch Körperwahrnehmung geht - eine ganz andere Rolle spielen als in der Vergangenheit. Die Ganztagschule wäre eine Chance, das zu entwickeln.

Zweiter Punkt: Sport im Verein. Nun werde ich sicherlich etwas sagen, was manche hier nicht gerne hören werden. Es ist nicht einfach so, dass die Förderung des Hochleistungssportes automatisch auch eine entsprechende Förderung der Vereinskultur ist, von der ich vorher gesprochen habe. Im Gegenteil, da bestehen sogar Konkurrenzen. Es gibt zum Beispiel die Merkwürdigkeit - auch in meiner Heimatstadt München ist das vor kurzem an einem Beispiel schön zu beobachten gewesen -, dass die örtlichen Vereine Schwimmfeste für Kinder nicht veranstalten können, weil die Bäder dafür nicht zur Verfügung gestellt werden. Zur gleichen Zeit wird lamentiert, dass man bei deutschen Meisterschaften nicht mehr vertreten ist, sondern nur noch ganz wenige auf den Spitzenplätzen zu finden sind. Da will man etwas tun. So geht das nicht! Wenn man diese Vereinskultur fördern will, dann muss sie auch ihre Spielräume haben, dann muss sie sich entfalten können, und dann müssen wir eine Balance finden zwischen öffentlichem Interesse an der Nutzung von öffentlichen Schwimmbädern, um bei diesem Beispiel zu bleiben, und Trainingszeiten. Und wenn das alles dann auch noch für die Vereine eher erschwert wird, was die Kosten angeht, dann zerstören wir diesen Teil des sozialen Kapitals, den wir in Deutschland auf relativ hohem Niveau entwickelt haben. Zweifellos sind Leistungen im Hochleistungssport, d.h. der sichtbare Teil, der sogar Chancen hat,

gelegentlich in die Zeitungen zu kommen - wobei viele Sportarten ja kaum und andere sehr leicht in die Zeitungen kommen -, auch für den Breitensport eine Motivationsquelle. Insofern gibt es wieder eine wechselseitige Beeinflussung, aber man sollte es sich nicht so einfach machen. Wer diese Sportvereinskultur erhalten will, der muss massiv die Spielräume, die Rahmenbedingungen entsprechend günstig gestalten und darf sich nicht auf Kriterien wie „welche Plätze belegen wir bei welchen internationalen Meisterschaften“ zurückziehen.

Und schließlich vierter Punkt: Ich habe das bislang nicht direkt angesprochen, aber es war vielleicht heraus zu hören: Das Bildungswesen sollte nicht so sehr darauf gerichtet sein, Wissen anzueignen. Wissen ist überall verfügbar, im Internet erst Recht. In vielen Fächern gibt es eine Fehlorientierung. Das Wissen ist ganz schnell wieder weg. Stellen Sie sich vor, Sie müssten heute noch mal ihr Abitur machen. Wir würden alle durchfallen, ich auch, alle würden wir durchfallen! Das heißt: Vom angelernten Wissen bleibt ganz wenig. Was bleibt ist Urteilsfähigkeit, Denkfähigkeit, Orientierungsfähigkeit. Das sind die Dinge, die wirklich bleiben. Persönlichkeitsentwicklung, und deswegen: eine Dimension des Sports ist eine ethische Dimension. Fairness und Kooperationsbereitschaft sind zwei Kriterien, Verantwortung wahrnehmen, auch für andere, das sind schon drei. Das sind drei ethische Orientierungen, die durch sportliche Aktivitäten gefördert werden können, und die bleiben - auch wenn irgendwann vielleicht nicht mehr genügend Zeit vorhanden ist, den Sport in dieser Weise fortzuführen.

Und damit bin ich schon am Schluss angelangt und werde noch einmal philosophisch: Ich habe vom *homo ludens* gesprochen - wenn man sich die tägliche Zeitungslektüre vor Augen führt, hat man das Gefühl, wir alle sind nur noch *hominis oeconomici*, also Menschen, die als Konsumenten, als Produzenten, als Anbieter und Nachfrager relevant sind.

Mit dieser Reduzierung kommt jedoch die kulturelle Qualität unseres Zusammenle-

bens unter die Räder. In einem Leben, das lediglich darin besteht, als Produzent, als Arbeitnehmer, als Unternehmer zu funktionieren und sich dann vor dem Fernseher zu entspannen, wird jede andere Dimension der menschlichen Existenz vernachlässigt.

Auch im Hochleistungssport geht es nur noch am Rande um *homo ludens*, aber bei allem, was dazu gehört: es ist Spiel, es ist nicht wirklich ernst. Und das ist eine der Faszinationen des Sports: es ist nicht wirklich ernst. Deswegen ist er so wichtig für unser Leben. Aristoteles, der immer wieder aktuell ist, hat sich Gedanken über das richtige Leben gemacht. Er sagt: „Es gibt zwei Formen sinnvollen, eines guten Lebens“: das eine nennt er das *bios theoretikos*, das andere das *bios praktikos*. Das *bios theoretikos* ist das betrachtende Leben, das Leben, in dem man zur Erkenntnis kommt, in dem man Argumente abwägt usw. Er spricht davon, dass das etwas sei, was wir mit den Göttern gemeinsam hätten, weil die Götter auch nur betrachten, die sind autark, die müssen nicht mehr kämpfen, die müssen nichts mehr unternehmen, die schauen zu, versetzen Sie sich in die griechische Götterwelt der Ilias hinein, die schauen auch den Menschen zu. Das ist für sie wie permanentes Theater, was wir hier treiben. Und dann sind wir auf andere angewiesen, wir sind Bürger und Bürgerinnen, engagieren uns für gemeinsame Ziele und Zwecke, sind eben Teil eines politischen Gemeinwesens, das ist das *bios praktikos*. Die anderen Lebensformen, zum Beispiel das, was Aristoteles das *bios appolautikos* nennt, das Leben des Gewinns, des Strebens nach mehr Vorteilen, findet er gar nicht lebenswert. Er sagt, es ist eines freien Griechen der damaligen Zeit unwürdig, ein solches Leben zu führen. Ich fürchte, Aristoteles käme, was unsere heutige Gesellschaft angeht, zu ziemlich negativen Ergebnissen.

Ich möchte schließen mit der Bemerkung: Ich glaube, wir brauchen eine Balance zwischen: *bios theoretikos*, zwischen dem betrachtenden Leben, zwischen dem Kogni-

tiven - was im Bildungswesen so im Mittelpunkt steht -, der Erkenntnis, dem Argument, zweitens: dem Engagement, dem bürgerschaftlichem Engagement, dem Zusammenhalt, den gemeinsamen Aktivitäten, die wir im Sinne des Gemeinwohls unternehmen. Wenn das unter die Räder kommt, dann geht die politische Kultur damit zugrunde. Und drittens - prägen wir nun einmal einen griechischen Begriff: den *bios physikos*, das Leben des Körpers. Das ist ein Teil unserer Identität, und muss eine genauso große Rolle spielen wie die anderen Bereiche, etwa der der Erkenntnis. Und diese drei Dinge, die können durchaus zusammen gehen und können eine innere Balance bilden. Und das macht dann ein gutes Leben aus.